



Der Kronenhirsch in St. Marien

Von Paul Dahms

Seit vielen Wochen herrsche ein strenger Winter im Land.

Wo sonst die Wälder rauschen, war ein zärtliches Eischolemeisen. Und in den Landsberger und Waldsbergischen Forsten türmte sich Schnee und Eis, überdeckte Unterholz, Waldeiche, Stämpe und Gräben, das zur Kuhung keines Menschen Fuß die weiße Winterwolnis zu durchdringen vermochte.

In den langen Nächten brausen immer neue Schneestürme über die Wälderberge hinweg. Sie rammen von oben herab und werbeln in den breiten Spalten zwischen den Treibischen Höhen den Schneesturm und den Schneewolken. Hochland und Bergland umher. Treiben in den forstlichen anpflanzten alten Buchen und fränkischen Eichen ein verständliches Spiel. Die Stürme rütteln auf den Juseln die Schneiden von den Dämmern einstmarer Bornweide und wüsten in den Bruderdörfern der Ebene.

Mit diesem gestrenghen Winter des Jahres 1599 hielt eine schwere Notzeit gleichen Schritt. Alles Beiter, Luchs und Wildalte, Wiber und Hirschotter stießen tief in ihren Bauen und die Wildauen hatten sich im Kessel seit eingekesselt. Nur Hirsche und Rehe flüchteten mit leerem Magen durch die Heide, denn mit den grausigen Sturmwellen heulten trabende hungrige Wölfe in die dunkle Nacht. Sie waren von Böen herübergeworfen, um sich unter neuartigen Wiben den kurrierten Magen voll zu sfolgen.

„Die wilden Hunde jagen!“ so kürzlich den Bewohner. „Es wird wieder ein schweres Treiben geben.“ Und die Frauen jammerten um das Vieh in den Ställen. Sie bereiten am heimischen Herd, daß der Herr alles Unheil von ihnen wende.

An einem Sonntagnachmittag saßen die Gläubigen von Landsberg in der Kirche zu St. Marien beisammen und rieten, starr im Glauben, den Altershöchsten an im Singen und Beten, daß er jetzt und immer an ihnen und den Leuten da braucht im eisamen Brude gnädig sein und mit den harren Notzeit ein Ende machen möge. Sie glaubten an ihn und an Zeiten und Wunder.

Durch die Brudernüds über sagten zur selben Stunde die Wölfe und schworen nicht den heiligen Tag. Ein ganzer Staub triebburgig einen verkrüppelten Hirsch vor sie her. Der Altershöchste, der ein hohes kronenreiches Haar, hatte sich wohl mit seiner Waffe den holzigen Raubwühl zur Wehr gesetzt. Denn drei Wölfe, die dem Geweihten die Drosel wollten, lagen mit zertrümmertem Gebeide gefestelt im Unterholz und färdig schieden mit ihrem Schweife rot. Ein

halbes Dutzend Wölfe hing indes dem Hirsch noch immer an den Hörnern, bis das Tier die Schalen in die Miete fügten und dann mit schmerzenden Wunden in hohen Flüchten Moore, Sumpf und Gräben überfiebel.

So grüßt es in widerer Stad durch das Brudertal. Wie entsetzlich fröhlich heigte die heimige Meute ihr Drey und trieb es vor die Tore von Landsberg. Überall dehnte sich das weitte Warttheimere. Hier gab es kein Zuck und kein anderes Getwischen; der wunde Reude sprangte mit legerer Kraft über die fomale Brücke aus Holz durch das Brüderentor in die Stadt, über den Markt-platz, den Friedhof in St. Marien hinein und brach hier vor der entfesten Menge wobund am Altar zusammen.

In der Gemeinde war ob dieses felsamen Zwischenfalles mochloses Erkennen. Denn es hatte sich bis dato in meinem Lande ereignet, daß ein wehrloser Hirsch, gejagt und gerissen von politischen Wölzen, in eine Kirche flüchtete. Und in Glauben der Leute war ihnen das Tier Weier und Mahrner durch höhere Fügung, an diesem geheiligten Dreie in Not und Tod Zuflucht zu suchen und Eintritt zu halten. Sie meinten sogar, daß sie immitten des Geweihes ein weiges Kreuz hätten ausleuchten sehen. So rautet eine alte Sage.

Im Jahre darauf hing vor dem Rathausgäßt in St. Marien ein prächtlicher Kronleuchter herab, in welchem das farbe Geweih des Kronenhirsches eingesetzt war. Bei Ausbeifung der Kirche im Jahre 1821 wurde das Geweih veräußert und von dem Käufers dem König Friedrich Wilhelm III. übergeben. Seit 1842 ward es auf Befehl des Königs im Jagdschloß Grunewald bei Berlin aufbewahrt. Kaiser Wilhelm I. überbrachte es am 28. August 1870 das Geweih und mit diesem einen geschnittenen Hirschfuß der Strohzeit. Dieser ist es noch heute, als eine Wandschmiede aufbewahrt, mit einer Tasel daneben, auf der die Historie geschräbeln steht, daß anno 1599 dieser Hirsch, der dieses „Geweih“ trug, von Wölfen gejagt und in der Hauptkirche zu Landsberg ein Ende fand.“

Bauernhochzeiten und Hochzeitsbittersprüche

Ein seltsamer Zauber schwingt um den Begriff „Bauernhochzeit“. Bei diesem Wort stehen Lieder und Läufe, Menschen und Tradition und altes deutsches Brauchtum plattlich vor uns. All das, womit der Bauer in früheren Zeiten das schönste Fest im Menschen-

leben, die Hochzeit, umrahmte, ist nicht verloren. Geade in unserer Zeit kommen die alten Bräuche um die Bauernhochzeit mehr und mehr wieder hervor. In vielen Gegenden können wir auch heute noch den Hochzeitsbitter begegnen. Das Ausküsseln des mit Blünder und bunten Bändern geschmückten Hochzeitsbitters gehört zu den ältesten Bräuchen der Hochzeit auf dem Lande. Wandersmann kam er zu Fuß, anderswo hoch zu Ross. Hier begnügte er sich mit einem kleinen Blumenstrauß am Hut, dort war er reich mit Bändern behangen und trug einen von bunten Bändern umfleßten Stab oder Schirm, dem jedes eingeladene Gaft ein neues Band hinzulegte. Der Hochzeitsbitter hatte die Aufsicht, bei den einzuladenden Gästen einen Spruch herzusagen.

Wie alt und ungefähr die Sitte ist, einen Hochzeitsbitter herumzuschicken, läßt sich aus zahlreichen uns überlieferten Sprüchen erkennen, die von den Hochzeitsbütern in früheren Jahrhunderten hergelegt wurden. Die niedrige Form ist durch Generationen vererbt. Bielesch ist durch Generationen vererbt, das Hochzeitsbitterlied von Bismarck aus dem Jahre 1448. Erstellt wurde dieses Lied eines Privatverzeichnungsbuch von 1443 bis 1448, das sich im Archiv zu Bismarck befindet. Von diesem Buch ist das Lied nach dem Gesichtslied niedergeschrieben worden, und zwar nicht in seiner gesamten Länge, wie 1858 ein Bajör ermittelte, dem eine alte Frau das Lied über ergänzen konnte. Die Frau hatte 400 Jahre alte sich das Lied im Volksmund erhalten. Aehnlich verhält es sich mit manchen anderen alten Hochzeitsbitterliedern. Ein langes derartiges Lied auf Hochdeutsch ist nicht an der Gegend von Naseburg erbauten, ein anderes aus dem Fürstentum Lübeck und ein sehr originelles aus dem Ommending. Eine salbungsvolle Hochzeitsbitter-Sitte aus der Delmenhorster Börse (Oldenburg) aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts ist hier in den Anfangsverben wiedergegeben:

„Gön Dag! Gön Dag! Du disset Hus Bring! Jo all den Hochzeitsbitter-Grüß. Du kam geschritten und nich geritten Und will jo all to' Hochzeit bitten. Swartemoor heet das Land, Van wo' bin vandage utesandt, Ghenda steht das Hus, Wo' vannabend truggs muß. De Bräugan is Gerd Dinnert sind Und Jumper Brut: Margrethe Wind.“

Hatte der Abgeleitete der Brautleute seine Blücht getan, so dauerte es nicht mehr lange, und die Bauernhochzeit mit allem bunten Drum und Dran war das Ereignis des Dorfes.

Wie die Mauslower zu ihrer „Kolonie“ kamen

Von Karl Schlosser

Die Grenze der Feldmark des Dorfes Mauslow hat in den vergangenen Jahrhunderten manifasche Veränderungen erfahren. Ungerade abgegrenzte Flurflächen waren oft genug Gegenstand erbitterter und langwieriger Prozeß sowohl mit der angrenzenden Staatsforst, als auch mit benachbarten Gemeinden. Beiläufig liegende Felder sind mit Stücken der Ordenshöde oder später der königlichen Forst ausgetauscht worden. Ein solcher Ausstausch hat auch im Jahre 1795 stattgefunden. Beobachten damit war die Zuliegung von Binswiesen der sogenannten „Kolonie“ im unteren Bereich.

Der Ausstausch erfolgte auf Anordnung des damaligen Herrenmeisters, des Briniger Heroldnand von Bremers. Am 13. Dezember 1798 gaben die Bauern, Rössler und Pfeiferer der Gemeinde Mauslow ihre Zustimmung, indem sie den „Hochfürstlichen Brandenburgischen St. Johanner Malteser Ordens Regens Amt Gericht“ ausgetragenen Kauf- und Erbschaftsvertrag unterschrieben. Die Gemeinde verlor 359 Morgenbrüder Morgen und 92 Quadratmorgen, die in einzelnen Stücken in und an der Heide lagen. Der größte Teil der abgetretenen Felder war in der Garde-Heide zu finden. Kleineren Felden lagen in den Achtrathen, in den Schätzathen, Seddruhnenberg und am Kriegerweg, am Südlichen Raub und am Wipperberg (3). Nach der Regel der übrigen Städte, die abgetreten wurden, muß man sie wohl in späterer Nennung von Mauslow finden. Durch die Abtretung der Heidefelder verloren viele Bauern verstreute Morgen.

Als Entschädigung dafür wurden der Gemeinde Mauslow am hohen Land vom Vorweser-Kantone, baran, liegende Heide, auch Heide-Feld des Radde zu Kriest, ingeliehen, jenseit dem Krieger-Wipper-Berge gegen das Krieger-Feld“ 77 Morgen und 33 Quadratmorgen augegliedert. Es ist wahrscheinlich, daß das die sogenannten Jahresfelder waren, die zwar keinen Zusammenhang mit der Mauslower Gemarftung hatten, jedoch in einem Stück am heutigen Krieger-Berge lagen und bei der Separation im Jahre 1849 wieder an die Forst abgetreten wurden. Die Jahresfelder waren 1849 teilweise bedetzt, teilweise aber schon aufgeforstet. Heute sind sie ganz mit Wald bestanden. Ihre Größe wird bei der Separation mit 76 Morgen 63 Quadratmorgen angegeben. Von dieser Entschädigung erhielten nur 10 Forst-Öffziger Aderländer. Jeder Forst-Öffziger aber besaß im Ordenshof hinter Lümmert am Tempinefelde als Ausgleich seiner abgetretenen Heidefelder Bruchwiesen, denen gleichzeitig zur Abrundung der Morgenzähl und damit zur Aufsteigerung der Viehhaltung Binswiesen beigelegt wurden. Von den Wiesen — der sogenannten „Kolonie“ oder „König“ — erhielt der Kriegerwald 20 Morgen, jeder der 17 Bauern 8 Morgen, jeder der 16 Höfe 5 Morgen, der Oberstleutnant des Kürschnerlandes 5 Morgen, der Oberstleutnant Tornow 4 Morgen, der Schuhhälter 4 Morgen, der Posthalter 4 Morgen und jeder der Pfeiferer und des Posthalters am „lauten Graben“ 2 Morgen, wie es an anderer Stelle heißt, „im Krieger-Wipper am Ponten-Kanal zwischen den Groß-Kriegerländer Wiesen“ lagen.

Bon den 4 Morgen der Pfeiferer waren ihnen nur 2 als Binswiese, die beiden anderen jedoch als Entschädigung für Brüggen Erntedienst auf den Ordensvorwerken gegeben worden, und von den 289 Morgen inkl. damit gatzen 74 Morgen und 45 Quadratmorgen als Entschädigung, und für die restlichen 194 Morgen und 45 Quadratmorgen mußte Bins entrichtet werden. Der Jahreszins betrug pro Morgen nach dem im Warthebruch wöchentl. Sab 12 Groschen, so daß die Gemeinde Mauslow eine jährliche Binslast von 97 Groschentlern und 8 Groschen aufzubringen hatte. Im Jahre 1795 waren die Bruchwiesen den Eigentümern zu-

geteilt worden. Der Orden hatte sechs Frei-Jahre bewilligt. Die Zinszahlung begann erst am 1. Juni 1801. Als Zahlungstermine waren Martin und Remigius festgesetzt. Gräben und Bürze mussten nach Ablauf der Frei-Jahre auf Kosten der Gemeinde unterhalten werden. Auch der Wallfahrtsfahrstuhl war ihr auferlegt worden und konnte gegebenenfalls in eine Geldleistung umgetauscht werden. Das gesetzten mußte auch die erforderlichen Wallwachen zu leisten. In Hinsicht auf die damals noch bestehenden Dienstpflichtungen und Lasten der Gemeinde gegenüber dem Orden trat keine Veränderung ein. Die Wiesen durften auch von den neuen Besitzern nicht veräußert werden. Genso wurde ein Rückgangsmachen des Auslaufs von vorbereiteten ausgeschlossen. Für die Mauslower kam Letzteres auch nicht in Frage, denn die extrazolligen Wiesen des Bruches waren für ihre Brüderstiftsführung bei weitem wertvoller, als die sandigen und wenig fruchtbaren Heidefelder, die sie dafür abgetreten hatten.

Heute heute sind die Wiesen in der Hand der Mauslower Bauern und Rössleren, die auf Zeit der Herrenmeister in die „Kolonie“ führten, um für ihr Vieh das Heu zu ernten. Infolge der leichten trocknen Jahre und der Erbauung und Inbetriebnahme des Lümmertischen Schöpfwerkes durch die Wiesen jedoch heute nicht mehr den Wert, den sie am Zeit der Verleibung für die Mauslower Eigentümer hatten. Mögen die Mauslower Bauern daher nicht mehr so gern Bruch wohnen wie einst, doch aber die Bauernfrauen, die spät abends vor der Herrenmeister in der „Kolonie“ heimkehren, am Klappenschnürl von Graul überrascht werden, ist doch eine zweite Sache.

Die Geschichte des Flachs

Zu den ältesten Kulturpflanzen gehört der Flachs. Fände aus dem Schlamme der Schweizer Seen beweisen, daß bereits die älteren Pfahlbauten Flachs gebräut haben. Neben den Getreidearten, Früchten der Steinzeit, Knochen und Steinwerkzeugen stand man Samen, Stengel und Wurzel einer jährlich wiederkehrenden Flachsart, die heute noch in

den Südalpen vorkommt. Es scheint der Schlaf berechtigt, daß der Flachsbau von Süden, und zwar aus Italien kam.

Sehr zahlreich sind die Belege des Flachsanbaus im alten Griekenland. Auf vielen Wandmalereien ist der ganze Prozeß der Flachsverarbeitung von der Pflanze bis zur fertigen Seide dargestellt. Bildhauer haben den Stein in einem Totentopf von 2400 bis 2200 v. Chr. nachgezeichnet, zu welcher Zeit er nach Darstellungen schon Flutpflanze war. Die Mumien der alten Griechen sind in Leinen eingewickelt und beigetragen worden. Die Phönizier liefereten schon früh den Umnahmen des Mittelmeeres linnene Kleider, die sie aus Binswiesen und Palästina begegneten. Es muß in diesen Ländern bereits zu dieser Zeit ein ausgedehnter Flachsanbau stattgefunden haben. Die griechischen Schriftsteller erwähnen den Flachsanbau fast garnicht. Es scheint, als ob dort der Flachs eingeführt wurde, fröden in Griechenland viel Leinen gefragt wurde.

Zur Zeit der römischen Weltkraft wurde die Leinwand in Sizilien nur wenig angebaut, während am Nil und in Makedonien eine blühende Flachsfultur bestand. Plinius gibt uns einen Bericht über den Flachsbau in der Welt. Dennoch wurde in Norditalien und Spanien, besonders in der waferreichen Gegend sehr viel Flachs gebaut.

Die Germanen bauten Leinen in ausgedehnter Weise. Die Verarbeitung des Flachses zu Leinwand wurde bei ihnen zum notwendigsten Lebensbedürfnis, da sie Kleider daraus herstellten. Von hier aus gewann die Leinwand wieder Eingang in die Sitten und Gebräuche der verfassenen antiken Welt. In vielen Orten trug man flachsfarben, aber als Volkstracht hatte sie nirgend solche Bedeutung erlangt, wie im nordischen Germanien.

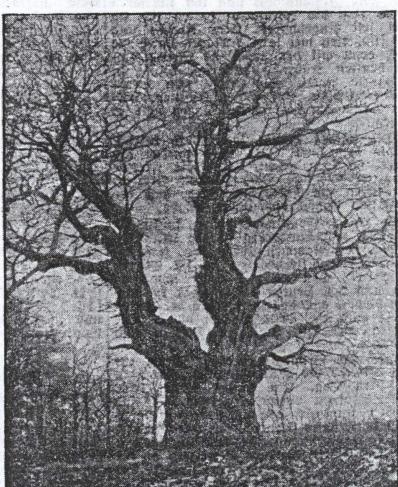
Das linnene Unterleid, das eigentlich dem Ianniten die Römer und Griechen nicht, es ist germanischen Ursprungs. Während der Römerwanderung war das linnene Kleid ganz allgemein geworden unter den aufgebrochenen Römerstädten. Aus all diesen gefülltigsten Berichten geht hervor, daß die Heimat der Flutpflanze der Süden, die Küste des Mittelmeeres ist, die Heimat des kultivierten Flachsanbaus und der Leinwand als Volkstracht aber in den germanischen Ländern zu suchen ist.

Der deutsche Baum

Zahlreich sind die Eichenwälder, die Deutschland bedecken. In Märchen und Sagen wird von ihnen erzählt, die einst im Leben unserer Vorfahre, die einst im nicht unbedeutende Rolle spielen. Auf unserem Bild steht man eine der stärksten Eichen Deutschlands, die im westfälischen Sauerlande steht. Sie hat einen Stammdurchmesser von gut 9 Metern und befindet sich mit anderen Eichenstümmeln in einem Hain, der ein Alter von über 1000 Jahre haben soll. Im Sommer prangt sie im schönen Grün, das den Stamm gänzlich einschließt.

Die Tage dieser Eiche sind leider geübt, denn der gewaltige Stamm wird nicht mehr allzu lange den Stürmen standhalten.

(Brandt K.)



Die Hasel blüht

Mit Eis bedeckt ist noch der See,
Nacht schläft die alte Wölfe Wölfe Schneien,
Sieh, bald ist Goldstaub auf den Schnee
Von der blühenden Hasel Zweigen.

Die Räuchern der Hasel sind das erste Anzeichen des nahenden Frühlings im Winterwald. Von schlanken Zweigen nicken sie freundlich zu uns herunter, als wollten sie sagen: Nur Geduld, verzögtes Herz, König Frühling kommt, wir sind seine Herolden! Während des Winters ist ihnen gar zu wenig Beachtung geschenkt worden, trotzdem sie an den laufen Zweigen besonders auffallen mussten. Schon seit vorigem Juli, bevor die leichten weißen Blätter zu Boden flossen, waren sie fit und fertig vorhanden. Werden Bewundrung hat es überhaupt mit den wiederkommenden Räuchern? —

Der Haselstrauß ist ein Windblässler wie fast alle unsere Wald- und Feldgehölze, die Windblässler erzeugen keinen Duft, noch verlecken sie über Honigquellen. Der Grund liegt auf der Hand: Da die Insekten sie als Bestäuber nicht in Frage kommen, bedürfen sie auch keiner Mittel. Insekten anzulocken. Eine auffallende Blütenfülle, wie wir sie z. B. um Pinien an unseren Osthäusern bewundern, fehlt entweder ganz oder ist nur klein und unscheinbar. So ist es auch bei der Hasel. Die Räuchern sind also Blüten, und zwar die männlichen. Sie erzeugen daher die Fortpflanzung im nächsten Blütenstaub. Bemerkenswert gibt es und weitaus, in denen die Blüten in diesem Frühling die Haselnuss heranreift. Weide, Kreis, Grämmel und weißliche, sind auf einem Streich zu finden, wosinn also in einem Hause.

Der Bau der männlichen Blüte, die Räuchern, kann man jetzt, da die Hasel stäubt, studieren: Jedes Räuchern besteht aus einem zarten Stengelbüschel einer Achse, die mit kleinen braunen Schuppen stachelförmig besetzt ist. Von vierzehn lagen diese eng aneinander, um den Stiel zu sich gegenstrecken, um den Achsenstab des Blütenstaubes zu sein. (Man denkt sich einen Stapel Poststempeln, wie man sie für Postkarten hat.) Rötliche Haare dichten und schlossen die Ränder. So eingerichtet, konnte das zarte Blütenbüschel den harten Winter trocken fest, wo die Kraft der Sonne zur Entwicklung treibt, rütteln die Schuppen auseinander. Das Räuchern streift sich und wird biegsam zwischen seinen Schuppen, die wie Spaltzähnen der Achse abziehen, streift der laue Mittagswind hindurch und holt den Blütenstaub ab, der unter ihnen herangereift ist. Letzterer wird in ungeheuren Mengen erzeugt, wie wir uns an den wachsenden Räuchern durch Überläufen oder Schütteln überzeugen können. Oft färbt er den Schnee oder die Pappelstämme in Haselständen gelb. Sein eignendester Verwendungszweck ist die Bekleidung mit der weißlichen Blüte, damit ein Weibchen entsteht.

Auch die weißlichen Blüten kann man jetzt gut beobachten. Sie sieben als dicke braune Knoten in der Nähe der männlichen Räucherbüscheln. In ihnen liegen die weißen Blütenstaubteile geschnürt. Ein Teil derselben aber, die Narben, hängen als purpurrote Fäden heraus und „angeln“ nach dem in Schwaden vorwehenden weißen Blütenstaub. Bei der ungeheuren Mengenerzeugung von Blütenstaub kann es nicht ausbleiben, daß Letzterer den Narben aufgefangen wird. Von da aus gelangt er zu den Samenanlagen, wo die Frucht als Rübe nach reift kommt.

Die Hasel war früher in deutlichen Waldern mehr verbreitet als heutzutage. Bei den Germanen war sie dem Donar geweiht und als das Christentum in den deutschen Gauen Einzug gehalten hatte, fürchtet man ihr noch lange Zeit Zaubers- und Wunderkräfte zu. Aus ihren Zweigen schnitt man

das unentbehrliche Werkzeug der Schatzgräber, die Wandschreure. Mit ihrer Hilfe meinte man unterirdische Schätze haben Quellen aufzufinden, Hegen und Dörfer „dannen“ zu können und dergl. mehr. Wir schämen mehr ihre innere Zauberkraft, die sich auf manch verzogtes Winterthier richtet, den Schnee der Sorge und des Verdes hinausgaukt und ihm zuwirkt: „Herz, sang doch zu lenzen an!“

Das Schulzenprivileg von Althöfchen

Im Jahre 1713 brannte das Dorf Althöfchen an der Obera, welches lange Jahre als der Sitz des Klosters Biesen war, zum größten Teil nieder. Dabei wurde die alte Bibliothek und Urkunde, die damals im Besitz des Schulzen Martin Verlaß sich befand, vom Feuer verschont. Dieses wichtige Schriftstück rührte später von den früheren Räubern und Söldnern die vielfachen Plünderungen her, die die gesamte Urkunde des ehemaligen Dorfes. Martin Verlaß bat nun den ansteigenden Abt Michael Joseph Gorschnau um Erneuerung dieser Urkunde. Seine Bitte hatte Erfolg und der genannte Abt bat dann mit höherer Hand sowohl über, als auch unter das Althöfchen Schulzendenkum seinen Namen gesetzt. Es hat etwa folgenden Inhalt:

Januarij wird mit einer gewissen Feierlichkeit die Übertragung des Amtes eines Dorfchöfchen mit seinen Blüchen und Oberhaupten auf Martin Verlaß, den Sohn des verstorbenen Schulzen Johannes Verlaß, verständigt und er als redtmäßiger Eigentümer des Schulzenegesetzes erklärt. Dann wurde bestimmt, daß er über sein Grundstück frei verfügen dürfe, sei es durch Siedlung oder durch Beräumung; beides jedoch kann nur mit Genehmigung des jeweiligen Abtes geschahen. Dazu werden ihm die den übrigen Dorfbewohnern obliegenden Leistungen für die Gutsherrlichkeit, also für den Abt- und Klosterhof, erlassen und ihm alle Erleichterungen ausgeschafft, deren sie die anderen Schulzen bei Klosterbörder erfreuen.

Die ihm gewährte Verstellung von sonstigen Abgaben wird durch folgende Verlautungen beschränkt: Er war verpflichtet, 1. sämtliches Saatgetreide vom abteillichen Vorwerk an Ort und Stelle auf das Feld zu fahren, 2. für den Abt zu Althöfchen jährlich acht Fuhren auf eine Entfernung von 1 bis 1½ Meilen zu mähen, 3. dem Abte jedes Jahr 28 Wohlmeine Großen als Wachtergeld wie einem Schaf Haser, vier Gänse, drei Käpauinen und zwei Hühner zu liefern. Wenn wir hören, daß das Schulzenamt eine Ausfall von einem Schaf Wiesen, 18 Scheffeln Roggen, 12 Scheffeln Gerste, drei Scheffeln Erben, 3 Scheffeln Getreide, drei hatte, so darf wohl diese Abgabe als verhältnismäßig gering bestimmt werden. Die Abfertigung dieser Leistungsfeststellungen an das Oberhaupt des Bielefelder Klosters geschah alljährlich am 11. November, zu Martin, am Tage des heiligen Martin.

Diesen Forderungen standen nun auch Gegenmaßnahmen gegenüber. Das wichtigste Vorrecht des Schulzen von Althöfchen bestand darin, daß er eine Schäferei von 200 Stufl in der herrschaftlichen Klosterförst weiden lassen durfte. Ein Übersteuern dieser Zahl war mit Aufzehrung des ganzen Freibriefes bedroht, weil die Weide durch eine zu umfangreiche Ausnutzung leicht ertraglos gemacht werden konnte.

Dieses Althöfchener Schulzen-Privileg wurde nach seiner Übertragung durch den Abt auch von den Mitgliedern des Bielefelder Klosterkonsortiums anerkannt und belam zur weiteren Sicherstellung zwei Siegel in zwei farbigen Eisenplatten angehängt, nämlich das Abt und das Klosterseigel. Das letztere ist aus naturfarbenem Wachs und zeigt unten mehrere Verzierungen den von Bärenhufen umwundene Wölfshut mit lateinischer Umschrift. Das rote Konventsiegel ist kleiner. Sein Mittelschild stellt die Jungfrau Maria mit dem Jesukind dar. In der Umschrift sind die beiden Wörter Conventus Biedzobentis (Conventum von Biesen) noch zu lesen. Aus den

deutschen Namen der unterschriebenen Monche geht hervor, daß sogar den polnischen Brüder, welche im 16. Jahrhundert bei weitem die Mehrzahl bildeten, schon viele deutsche Insassen vorhanden waren.

Es ist wohl anzunehmen, daß diese aufschlußreiche Urkunde aus dem Zeit der Rebschlächtung des freudlichen Oberabtes heute noch im Schulzenamt zu Althöfchen vorhanden ist und als ein wichtiges Kulturdokument vorsichtig für die Zukunft verwahrt wird.

B.

Morgenrot!

Morgenrot, Deutschland!
Mit wachsendem Gut
Tritt unter junges, siehendes Blut,
Raffe dich auf, ein einziger Schrei:
Tot oder frei!

Morgenrot, Deutschland!
Wir lassen Tritt,
Gib deinen Namen als Fahne mit,
Und über Städte, Städte und Land
Weht sie wie Brand!

Morgenrot, Deutschland!
Gott steht im Lichte,
Rette dich auf, sonst steht er dir nicht,
Schüre dein Bolt zu Piss und Allar,
Doch wieder wird, was einstmal war:
Morgenrot, Deutschland.

Herbert Böhme.

Sage vom Mierenstubbensee

Wo die Seenkette bei Zanhausen beginnt,
Ist tiefe Stille rundum. Aus Wäldern und
Wässern steigt die Sage.

Wendor, ein Meister auf der Harfe, und
Benjamin, der Narrenmann, beide eines Ritter-
söhne, kreisen durch urale Eichenwalds-
wege. Der Horn des Vaters ist mit ihnen,
weil sie ihn unheimlich verlassen haben, um
ihm den Rücken zu drehen. Aber auch Liebe
ist mit ihnen, die Liebe zweier Göttinnen-
schwestern Olera und Binstus. Aber die Brü-
der entwöhnen sich und ziehen gemeinsam ihren
Weg durch die Wälder. Zu beiden Ufern des
Wässeres empfinden sie Reue. Und auch die
Göttinneneschwestern tun hier ein Gesäß, die
Brüder zu verführen. Ihre Wollustfülle findet:

„Ich meide den, der im Horn ergrimmt,
Weil sie lieb ich den, der sich besinnat.“

Auf einer Höhung im Tal sitzt Windor
auf einem Baumstumpf und verflüchtigt in
Träumereien. Aus dem Stubben kommen
Schneisen, die man hier Mieren nennt, und
schwimmen in der er schwobe. Denn die Wasser des
Wässeres sind über die Ufer getreten und
überfluteten das lange Tal zu einem neuen See. Und Wendor nennt ihn den Mierenstubbensee.
Brüder und Schwestern führt das Schäfchen aus
zammen, und in stiller Einsamkeit kann sie
ein Zanhausan.

Wendor füllt den Wald mit Harfensiedern
und Benjamin jagt in der Wälder nach Bären.
Noch heute gibt es in diesen Wäldern Lichten-
gen, die Bärenwinkel und Bärenenn heißen.
da.
So ruht die Sage.

Der furchtlose Fischer vom Bökensee

Vor vielen, vielen Jahren wohnte am Böken-See bei Lindwerder ein Fischer, von dem man sagte, daß er keine Furcht hätte. Einst fuhr er nach mühsamer Arbeit von der mitten im See gelegenen Insel nach dem sogenannten Papenwerder und machte den Kahn an der Steine fest. Der Stein, an dem die Kette befestigt war, soll heute noch zu sehen sein. Kraftig hörte er seiner Hütte zu. Da kam ihm ein weiß aussehender Vogel, der völlig ohne Schwanz gefiedert war. Der Vogel rief ihm: "Was mahlst du hier?" Als der Gefragte auf ihn eintrat, murmelte, fuhr der Fischer für sich: "Ah, habe das Recht, zu tu' was du willst. Dieser Fuchs hier rumpf. Wo ist jetzt wieder rumfum?" Der unheimliche Mann stand still und wußt nicht mehr von der Stelle. Ein Arm hielt er eine große schwarze Kette fest. "Watt holt' du in der schwarten See?" Er gab nummehr dem Fischer zu erkennen, er sollte in die Kette fassen. Neugierig, was darin wohl sein möchte, langte er hinein; und soviel er mit drei Fingern fassen konnte, holte er heraus. Es waren blonde Gedanken, die er schnell in seine Westentasche steckte. Er wollte ihn wegen des Inhalts der Kette zur Rede stellen, da ging der sonderbare Mann an den See, und von ihm war nichts mehr zu entdecken.

Ein anderes Mal war der Fischer nach anstrengender Arbeit auf der See eingekommen. Es war nachts, als er aufkam. Der Mond schien gelb, seine Welle schob sich an den Himmel und die Hölle. Ein Haufe zu rudern gewohnt er an der Spitze des Bootes einen schwärzlichen Mann. Der Fischer hatte sich vom ersten Schlag bald erholt und sprang kräftig in das Boot, so daß es mächtig hüpfte und herschaukelte. Aber der Schwarze ließ sich nicht vertreiben. Mit wuchtigen Stößen

ruderte der Fischer nach dem anderen Ufer; der Mann rißte und rührte sich nicht. Seit wurde es dem braven Fischer doch bald unheimlich, aber er wußte schon, was er machen würde, um die Gestalt loszuwerden. Als er am Ufer war, gab er mit dem Ruder dem Boot einen kräftigen Stoß, so daß es herumgeschleudert wurde und die Gestalt mit dem unheimlichen Haufe nach dem See zeigte. Er verlor das Ufer, ohne belästigt zu werden. Das war dem Glüd", hörte er hinter sich. Er sah sich um, von dem gespenstischen Gefährten war nichts zu erkennen.

Die Schlange im Stein

Gang in der Nähe des Böken-Sees liegt der Dornow-Bermeudener Graussee entfernt. Er ist nur wenigen bekannt. Und nördlich von diesem See liegt das sogenannte "zweite Seen", eine lustige Glur immiten des Waldes. Gewalts war hier ein großer See. Dieser Sumpfgebäude prahlte mit ihrer See. Dieser See trocknigte im Laufe eines Jahres die Rohrbaum-Mittwiesen und eine lustige Schlange bewohnt. Sie fühlte sich ein sonniges Feld auf und ließ sich eine Stunde lang von der heiligen Sonne beschienen. Punkt ein Uhr schlängte sie sich wieder langsam den See zu und war es für ein Jahr verblüht.

Die letzte Sage läßt einen Schlüß zur Ergründung des Namens. Ein wertvoller Löwe kam von dem althochdeutschen Wort "lin" ab, was Schlange bedeutet (vergl. Lindwurm). Also heißt Lindwerder jenseit wie Schlangenwerder. Tatsächlich gab es früher in den vielen Waldungen in großer Menge Kreuzottern, Blindwürmer und Ringelnattern; die alten Leute wissen noch davon zu erzählen.

(Macherzählt von Karl Vogt, Lindwerder.)

Märkische Hausinschriften

In Hausinschriften, die ein aufmerksamer Wanderer vielleicht auch in märkischen Dörfern und Städten findet, ist ein gut Teil Spruchweisheit unserer Vorfahren überliefert. Auch in der Großstadt ist (selbst in Berlin) der Sinn dafür noch vorhanden. So hat in Berlin-Tempelhof, an der Berliner Straße, ein Hausbesitzer seine Villa mit dem Spruch

"Wer will hau'n an offner Straße,
Muß die Leute lassen lassen!"

In der Preußlauer Straße, direkt am Alexanderplatz, findet man an einem alten niedrigen Häuschen ein goldenes Lamm mit einem Fünfstein, dazu die Jahreszahl 1776 und den Spruch:

"Dieses Lamm es steht in Gottes Hand,
Zum Goldenen Lamm wird es genannt."

Die gleiche schlichte Frömmigkeit, die aus dieser Inschrift spricht, länden auch die Inschriften in Puschkau ein:

"Was zu diesem Hals eingehet,
Gott mit mirrer Hand."

Wäre man hier nicht bestehet,
Ungläd, Krankheit, Krieg und Braun",

und in Puschkau:

"Gott fröhlich in, geh' fröhlich ut."

"Stets drauß und drin in Gottes Hüt."

Daß das Haus ein Hort des Friedens sein soll, sagt auch eine zweite Inschrift in Puschkau:

"Wer will frömm und friedlich sein,

Geb nicht an diesem Hause ein."

In Halleinrheb im Havelland ist dieser Wunsch in folgenden Vers gefiedelt:

"Nicht großer Glanz und Pracht der Welt,
Kein, sommer Sinn und Einigkeit
Und Freundschaft, Treu und Redlichkeit
Soll hier regieren allezeit."

Der Kritik des lieben Nachbarn, wie sie aus der zuerst genannten Inschrift spricht, wird mit manigfachen Sprüchen begegnet. So heißt es in Neubrück in der Markt:

"Wer mancher lämmert, läßt um dies und das,"

oder in Grünfeld im Havelland:

"Der Eine macht's, der Andere acht's,
Der Dritte verträgt's,
Was macht's?"

Und in Wustermark:

"Wer allen Menschen recht tun kann,
Der Wölfe dies aus wehr kann,
Und schreibe seinen Namen an!"

Auf andrer Weise vielerplagt war anscheinend der Müller in Rauen, der seinem Herzen in folgender Hausinschrift Lust machte:

"Das Müllerleben hat Gott gegeben,
Über das Mahlen bei der Nacht
Hat der Teufel erdaht."

Schließlich seien noch zwei Inschriften an Scheunen aus Malchow und aus Wusterhausen zu erwähnen, die die Erinnerung an Unrat wachhalten:

"Durch Freylers Hand bin ich vernichtet,
Mit Gottes Hilfe neu errichtet"

und

"Du Böewicht, gebende des 26. Deabr. 1877!
Wid' dir den Gezwisen stille lassen!"

sowie an dritter Stelle:

"Wie bauen nicht aus stolzer Pracht,

Der Brand hat uns dazu gebracht."

Was welchen Orten der Neumark können uns weitere Hausinschriften gemeldet werden unter Angabe des Dries und der Jahreszahl?

Wie alt ist der furmärkische Adler und was bedeutet er?

Am 31. Januar d. J. waren es 120 Jahre her, seitdem die Brandenburg in ihrer heutigen Gestalt besteht. Das Marken- und heutigen der furmärkische Adler, der rote Adler, ist bedeutend älter, denn er hat ein Alter von 1008 Jahren. Er ist genau so alt, wie die Mark Brandenburg selbst, die im Jahre 925 n. Chr. vom Kaiser Heinrich, der den Beinamen Otto und Humilis hatte, aufgerichtet wurde.

Damals hatte der Kaiser seinen Schmager — den Bruder seiner Frau Mechthild — den fälschlichen Fürsten Graf Sigfried von Minnheim zum Markgrafen zu Brandenburg eingefest. Er gab ihm auch ein neues Wappen, den roten Adler. Hierüber berichtet der Chronist wie folgt:

"... dem er auch ein neues Wappen, negeben, nemlich einen roten blutigen Adler, mit einem goldenen Schnabel, klarem und flüsselchen, im weißen Felde, und einen halben Mond auf der Brust, anzuseien es wurde Blut rotier wider die Armen, aber die starke, alldien flüsselchen und klamen rotten wahren und die Beinchen frakten. Das der Adler dann rot ist, hat zu bedeuten, daß es viel blutverdorben sohet, die biselte wendete. Mat den blutigen Felde und dem christlichen Glauben unterscheiden und gehorchen gemacht. Der heilige Matthias schreibt das Warden, die fähren den christlichen Glauben annehmen, so sind sie doch unbedingt gehoben, haben wider abgenommen, glücklich wie der Mond und guntzt, und haben ihren rechten Gott und Schöpfer oftmals verlassen und verleugnet."

Ostmarkischer Dorfjunge

von Müller-Rüdersdorf

Im Dorfe, da bin ich geboren,
Im Dorfe, da bin ich aufwuchs;
Im Dorf, in der Stadt nicht verloren
Und ließ nicht den Saus dort und Braus.

Mein Vater hat Wiesen und Felder, —
Die sind, ei, so grün und so bunt!
Und siegelt ums Dorf weit die Wälder,
Und siegelt manch See hier im Grund.

Im Sommer, da kann mit den andern
Die freien durchs Land überall,
Kann haben, durch Heimatflur wandern —
Und helfen in Feld und in Stall.

Und Tiere gibts hier viele Arten,
Die machen beiderden Spass,
Lauf'! Bogeln im Wald und im Garten,
Und oft auf dem Preß ist schon sag!

Na, Meister, das ist mein Vergnügen!
Wüg'! Meister sein, ich bin Soldat —
Auch lant ich schon tüchtig beim Pfügen
Und freue in den Ader die Saat! —

Im Dorflein im märkischen Sande
Im Dorf, mit mir es gefällt!
Ich möchte nie fortziehn vom Lande;
Denn schöner ist nirgends die Welt!

Insel:

Der Kronenbirk in St. Marien. Von Paul Dahms, Bauermeister und Heimatbittstellerische. Wie die Maußowen zu ihrer "Colonia" laufen. Von Karl Schröder. Die Geschichte des Bäumes. Die heilige Mutter. Das Schonwirrinweg von Althöhsen. Morgenrot. Von Herbert Böhme. Sage vom Mitterstuhlbensee. Von Karl Vogt. Der furchtlose Fischer vom Bökensee. Von Karl Vogt. Märkische Hausinschriften. Wie alt ist der furmärkische Adler? Döberitzer Dorfjunge. Von Müller-Rüdersdorf.